LEUTE

Bobbie Gordon, Engländerin, hat die wohl teuerste Banane der Welt gekauft – für 930 Pfund und 11 Pence (etwa 1065 Euro). Gordon hatte die Frucht beim Online-Lieferservice eines Supermarkts bestellt und war konsterniert, als die Rechnung kam. „Ich habe meiner siebenjährigen Tochter gesagt: Von dieser Banane musst du jeden Bissen genießen“, sagte sie der BBC. Die Supermarktkette räumte einen Fehler ein und entschuldigte sich: „Unsere Bananen schmecken zwar hervorragend, aber so viel sind sie dann doch nicht wert.“ Der korrekte Preis: 11 Pence.

Pink, 38, amerikanische Sängerin, geht ihrer Tochter Willow, 6, mit Gefühlsduselei auf die Nerven. „Willow ist meine Tränen ziemlich leid“, sagte die Musikerin dem Promi-Portal *people.com*. „Sie sagte neulich zu mir: ‚Mama, ich verspreche, dir mehr über meine Gefühle zu erzählen, wenn du versprichst, mir weniger über deine zu erzählen.‘“ FOTO: DPA

Christian Lindner, 39, FDP-Chef, und seine Frau **Dagmar Rosenfeld**, 45, stellvertretende *Welt*-Chefredakteurin, haben sich getrennt – „in freundschaftlicher Verbundenheit“, wie die Zeitung auf ihrer Homepage mitteilte. Das Paar hatte 2011 geheiratet.

Kanye West, 40, US-Rapper, schreibt eine Art Buch. Seit Mittwoch postet er in einem fort philosophische Weisheiten auf Twitter („Sei hier. Sei im Moment“ oder „Autos haben vier Räder, Kapuzenpullis haben Kapuzen“) und verkündete dazu: „Oh übrigens, das ist mein Buch, das ich gerade in Echtzeit schreibe.“ Der Vorteil sei: Niemand könne ihm vorschreiben, was und wie viel er zu texten habe.

Guadalupe Palacios, 96, Mexikanerin, träumt vom Aufstieg durch Bildung. Seit dieser Woche besucht sie eine Oberschule im Bundesstaat Chiapas. Bis sie 100 Jahre alt ist, will sie ihren Abschluss haben und sich dann am liebsten zur Kindergärtnerin ausbilden lassen. „Ich fühle mich bereit, alles dafür zu geben“, sagte sie am ersten Schultag. Erst mit 92 hatte sie lesen und schreiben gelernt. FOTO: AFP

Kateri und Jay Schwandt, beide 43, US-Eltern, haben ihr 14. Kind bekommen – den 14. Sohn, wie lokale Medien berichten. Wie immer hatten sie sich beim Geschlecht überraschen lassen.

MELDUNGEN

Japanerin will in Sumo-Ring

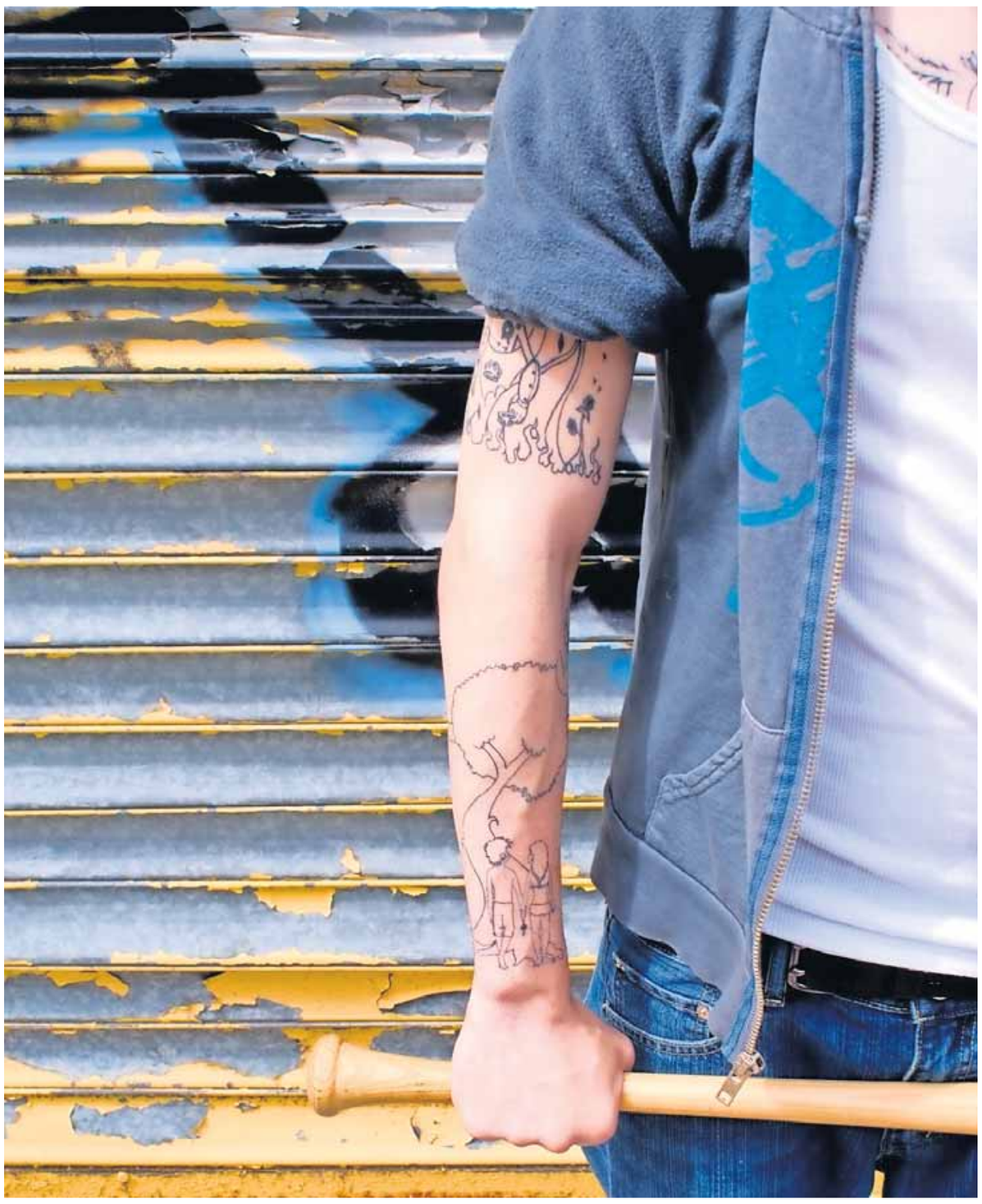
Tokio – In Japan kämpft eine Bürgermeisterin für das Recht, als Frau einen Sumo-Ring betreten zu dürfen. Tomoko Nakagawa traf sich am Donnerstag mit einflussreichen Sumo-Offiziellen. Vor dem halbstündigen Gespräch zeigte sich die Bürgermeisterin der Stadt Takarazuka kämpferisch: Sie werde in der Angelegenheit nicht nachlassen. Sie fordere von dem Verband eine Debatte über das aus ihrer Sicht diskriminierenden Ring-Verbot für Frauen. Ein Sumo-Ring gilt in der in Japan weit verbreiteten Shinto-Religion als heiliger Ort. Frauen gelten als rituell unrein und dürfen den Ring daher nicht betreten. So ist es Nakagawa als Bürgermeisterin etwa verwehrt, vor Wettkämpfen eine Ansprache im Ring zu halten, während dies ihre männlichen Kollegen selbstverständlich tun. AFP

Priester verzockt halbe Million

Rom – Ein italienischer Priester hat mehr als eine halbe Million Euro an Geldern seiner Kirchengemeinde in Glückspielen verprasst. Dies berichteten italienische Medien unter Berufung auf die örtliche Katholische Kirche. Der 48-Jährige hat sich demnach der Unterschlagung schuldig bekannt und dafür eine zweijährige Haftstrafe ausgehandelt. Er musste versprechen, das Geld schrittweise zurückzuzahlen. Außerdem unterzieht er sich einer Spielsucht-Therapie – mit dem Segen der Kirche. Das Bistum teilte mit, der Mann finde Unterstützung im Gebet. DPA

Strohhalm-Verbot kommt

London – Im Kampf gegen den Plastikmüll will die britische Regierung bis Ende des Jahres Strohhalme, Wattestäbchen und Umrührstäbchen aus Kunststoff verbieten. Ein entsprechendes Gesetz kündigte Umweltminister Michael Gove am Donnerstag an. Das Verbot sei angesichts der Verschmutzung vor allem der Weltmeere von „globaler Dringlichkeit“. In Großbritannien landen jedes Jahr 8,5 Milliarden Plastikstrohhalme im Müll. Das Gesetz soll Wegwerfartikel aus Plastik reduzieren, wie die Regierung weiter mitteilte. Es werde aber Ausnahmen geben, etwa im medizinischen Bereich. AFP



Tätowierung, Baseballschläger – stimmt das Klischee vom Schlägertypen? FOTO: GETTY

Schlagabtausch

Was sind das für Jugendliche, die sich zum Prügeln an öffentlichen Orten verabreden? Ein Treffen mit Vanessa und Marco in Flensburg

VON HELENA OTT

Vanessa sah zu, als die Polizisten ihrem Freund Marco die Arme auf den Rücken drehten, ihm Handschellen anlegten. Das war zu viel für sie: Die 16-Jährige, so erzählt die Polizei und auch sie selbst es später, rastete aus. Forderte wütend die anderen, die um sie herumstanden, dazu auf, die Polizisten zu attackieren. Ungefähr 50 Jugendliche waren zum Flensburger Busbahnhof gekommen, wollten dabei sein, wenn sich zwei Jungs zum Prügeln treffen. Die Menge zögerte, Vanessa riss einer Freundin eine Brechstange aus der Hand, preschte auf die Polizisten in Schutzkleidung und mit Schlagstöcken zu. Dann schlossen sich auch um ihre Gelenke die Handschellen. Die Menge rumorte. Es wurde „Scheißcops“ gerufen.

Gut vier Wochen ist das jetzt her, die Flensburger Polizei erklärte damals Teile der Innenstadt zum „gefährlichen Ort“. Seit Dezember hatten sich die Straftaten gehäuft: Diebstahl, Sachbeschädigung, Körperverletzung, ohne dass die Polizei genau weiß, warum sich die Lage in der Stadt so zuspitzte. Dann kam der 19. März, so viele Jugendliche hatten sich noch nie versammelt. Es hat zwar keinen Toten gegeben, wie in Passau vor ein paar Tagen, als ein 15-Jähriger von anderen Jugendlichen so heftig verprügelt wurde, dass er am eigenen Blut erstickte. In Passau kam die Polizei zu spät. In Flensburg im März hatten die Beamten einen Hinweis bekommen und waren noch vor den Jugendlichen am Treffpunkt der Schläger. Aber was ist das für ein Trost zu sagen: Es hätte schlimmer kommen können?

Auch in Flensburg sind Körperverletzungen weniger geworden – bis Dezember

Flensburg und Passau, zwei Vorfälle, die man nicht so einfach vergisst – auch wenn sie nicht zu den aktuellen Statistiken passen: Eine Studie im Auftrag des Bundesfamilienministeriums besagt zum Beispiel, dass sich die Gewaltkriminalität unter Jugendlichen in den vergangenen zehn Jahren statistisch betrachtet halbiert hat. Körperverletzungsdelikte seien deutlich weniger geworden, weil das Bildungsniveau insgesamt steigt und die Gewalt in Elternhäusern abnimmt. Auch in Flensburg seien die Körperverletzungen unter Jugendlichen in den vergangenen zehn Jahren weniger geworden, sagt Michael Petersen, Leiter der Polizeistation Mitte – jedenfalls bis Dezember. Seither dominiert ein anderes Bild die Hafenstadt: „Die werden immer schlimmer“ – eine verbreitete Wahrnehmung der Anwohner. Es stellt sich die Frage: Was sind das für Jugendliche, die sich auf Instagram zum Prügeln verabreden?

Auf dem Flensburger Polizeirevier fallen seit Monaten immer dieselben Namen. Die Polizisten sprechen von 15 bis 20 jugendlichen „Intensivtätern“. Zum Beispiel Vanessa und Marco. Höhere Bildung und ein gewaltfreies Zuhause – beides trifft bei ihnen nicht zu. Vanessa sagt, sie sei von ihren Eltern geschlagen worden, die Schule hat sie abgebrochen. Marco, 21, spricht nicht über seine Familie. Er ist arbeitslos.

Seit einem Monat sind die beiden, die in Wahrheit anders heißen, ein Paar. Vanessa, 1,60 Meter, Sommersprossen, lehnt an der Fassade des Kinos am Flensburger Busbahnhof, keine hundert Meter entfernt wurde sie vor ein paar Wochen festgenommen. Die Meerluft mischt sich mit den Abgasen. Neben Vanessa lehnen Saskia, Mahmoud, ein Mädchen, das „Blondie“ genannt wird, und Marie. Vanessa ist nie alleine anzutreffen. „Digger, hau der Alten in die Fresse!“, ruft sie in Richtung Marie. Die pöbelt ein vorbeigehendes Mädchen an.

Jetzt kommt Marco zu der Gruppe dazu. Begrüßt Vanessa mit Kuss, die anderen mit Schulteraneinanderdrücken. Zwischen Daumen und Zeigefinger hat er ein Krönchen tätowiert, darunter WFA. Es steht für „Wir ficken alle“ – der Name der Gang, aus der er kürzlich rausgeflogen ist. Er hatte angekündigt, „nicht mehr so viel kriminelle Dinger drehen“ zu wollen, wie er sagt. Marco ist nicht größer als Vanessa, aber speckiger. Seine zusammengekniffenen Augen sehen aus, als wäre 14 Uhr noch zu früh am Tag. „Alter, das glaubt ihr nicht, die Bullen haben mich heute achtmal kontrolliert“, sagt er. „Die sind völlig hobbylos“, prollt Vanessa, alle lachen.

Am Tag zuvor musste Marco auf die Wache und zu einer Anzeige wegen Diebstahl Stellung nehmen. Er ist polizeibekannt, seit er 16 ist. Dass die Streifenpolizisten jetzt mehrere Wochen ohne Verdacht kontrollieren können, erlaubt ihnen der „gefährliche Ort“, ein fester Begriff im Polizeirecht Schleswig-Holsteins. Auch in Kiel und Lübeck sind einige Straßen gerade als „gefährliche Orte“ ausgewiesen. Mit dieser Maßnahme wolle man normale Jugendliche, die noch nicht straffällig geworden sind, von Intensivtätern fernhalten. „Wenn wir die Personalien aufnehmen, sehen wir, wer sich Marco und Co. anschließt“, sagt Petersen. Diesen beiden Vernunft beibringen zu können, daran glaubt auf dem Polizeirevier niemand mehr.

Die „Mitläufer“, wie die Polizei Vanessas Freunde nennt, die am 19. März nur zugeschaut haben, sind für sie eine Ersatzfamilie. Wenn einer Stress bekäme, stünde man füreinander ein, erklärt die Gruppe. Bei ihnen finden Vanessa und Marco Anerkennung. Mit ihnen flanieren sie breitbeinig durch das Untergeschoss des Einkaufszentrums Flensburger Galerie. Sie sind laut. „Die vertreiben uns die Kunden“, sagt die Verkäuferin eines Feinkoststandes.

Grenzen kennen sie nicht, haben nicht erfahren, wie es ist, wenn sich zu Hause jemand Sorgen macht. Vanessas Vater ist alkohol-, die Mutter drogenabhängig, sagt sie. Mit zwölf kam sie ins Heim. Mit zwölf nahm sie das erste Mal Ecstasy. Mit zwölf bekam sie ihre ersten Sozialstunden: Unkrautzupfen. Marco war schon dreimal für sechs Monate in Jugendarrest. „Wenn man dann alleine in der Zelle sitzt, denkt man schon viel über sich nach, nimmt sich vor, mit der Scheiße aufzuhören“, sagt der 21-Jährige.

Nach der von der Polizei vereitelten Schlägerei saßen er und seine Freundin fünf Stunden in Unterwäsche in Einzelzellen. Zwölf Quadratmeter, eine betonierte Liegefläche, Kameras. Marco, weil er eine Softairwaffe dabei hatte, Vanessa wegen der Brechstange. Marco randalierte. Vanessa beschimpfte die Polizisten.

Marco sagt, er wolle sich jetzt wirklich ändern. Er habe eine Ausbildung zum Maler und Lackierer gemacht: „Ich will Vanessa ja was bieten können“, sagt er und fügt leise an: „Und meinem Sohn.“ Das Kind hat er mit seiner Ex-Freundin. Vanessa ist auch schon Mutter, sie war mit 13 schwanger. Beiden wurde das Kind abgenommen. „Klar ist das hart, wenn man Fotos sieht, fängt man das Weinen an“, sagt Marco mit gesenktem Blick.

Ist es hilfreich, das Umfeld zu wechseln? Falsche Freunde findet man überall

Anne Drolshagen, eine Flensburger Sozialpädagogin, die straffällige Jugendliche betreut, sagt: Marco lüge sich selbst etwas vor. Sie glaubt nicht, dass er es schafft, sich zu ändern, und dass das mit der Malerausbildung stimmt. Drolshagen und ihr Kollege sammeln Gründe, warum manche Kinder „einfach keine Chance haben, sich freizuschwimmen“: ein kaputtes Elternhaus, Drogen und die falschen Freunde. Es ist, als würden die beiden aus Vanessas und Marcos Biografie zitieren.

Ein Zuhause hat das Pärchen nicht, sie schlafen bei einer Freundin. Seit mehr als drei Jahren nehmen sie manchmal Ecstasy. „Es wird dann alles so leicht, wie, als würde man fliegen“, sagt Vanessa. Am nächsten Tag sei man fertig, habe Kopfschmerzen und einen trockenen Mund. Ein Grund, „wieder etwas einzuwerfen“.

Ein Schicksalskonglomerat wie bei den beiden findet man bei vielen schwer erziehbaren Jugendlichen in Deutschland. Einzig ein Umstand macht Flensburg besonders: Die Konzentration an potenziellen „falschen Freunden“ ist höher. Schleswig-Holstein hat 7074 Heimplätze, jeder zweite ist von Jugendlichen aus einem anderen Bundesland belegt, sagt ein Sprecher des Landessozialministeriums. Auch Vanessa ist in Berlin geboren. Weil sie dort aus sämtlichen Heimen geflogen war, schickte man sie in die Hafenstadt. Gefragt wurde sie nicht. Dass es im Norden mehr freie Plätze gibt, ist laut dem Flensburger Jugendamt historisch bedingt. Zu Zeiten der deutschen Teilung waren viele Jugendliche aus Westberlin, die in der Großstadt nicht in den Griff zu kriegen waren, in den dünner besiedelten Norden verlegt worden, weil Westberlin ja kein Umland hatte. 5000 Euro pro Monat, schätzt die Jugendamtsleiterin, zahlen Städte wie Berlin für einen Heimplatz im Norden.

Pädagogen argumentieren, es könne schwer erziehbaren Jugendlichen helfen, ihr Umfeld zu wechseln. Gewechselt haben bei Vanessa nur die Namen ihrer problematischen Freunde. Sie hat den gleichen Schlag Jugendliche wieder getroffen – zum Rumhängen, Trinken, Drogennehmen. Erst in diesem Jahr ist sie wieder aus einem Heim geflogen. Mit ihrer Akte würde sie keine Einrichtung mehr aufnehmen, sagt Vanessa. Selbstverschuldetes Versagen? Vanessa nennt es anders. Sie sagt, es sei „unterlassene Hilfeleistung“.

MITTEN IN …

ILLUSTRATIONEN: MARC HEROLD

Nürnberg

Eine Zugfahrt von Düsseldorf nach München, der ICE ist voll. Beim Halt in Nürnberg werden auch die letzten freien Plätze belegt. Dann eine Durchsage: „Verehrte Fahrgäste. Der ICE am Bahnsteig gegenüber fährt ebenfalls nach München. Wir empfehlen zu wechseln, weil nicht absehbar ist, wann dieser ICE weiterfährt.“ Wie auf Kommando springen die meisten Passagiere von ihren reservierten Plätzen auf, als wäre ihnen ein böser Geist auf den Fersen, und rasen zum Zug auf der anderen Seite. Der ist bald rappelvoll. In unserem Zug bleiben die Zögerer, Faulen und Zuspätreagierer zurück. Es ist still. Die Stille der Verlierer. Plötzlich macht es pieppieppiep. Und unser Zug fährt los. Ein Mann im Anzug fragt ungläubig in die Stille hinein: Sind wir jetzt zuerst gefahren? Jemand antwortet: Ja. Dann bricht donnerndes Gelächter aus. Das Gelächter der Sieger. HARALD HORDYCH

La Gomera

Urlaub auf La Gomera ohne Handy, keine Nachrichten auf der Insel der Aussteiger, keine News aus Berlin, von Groko, Kanzlerin und Co. Und dann wird man im Bosque del Cedro, wo das Moos wie im Märchenwald von den Bäumen hängt, doch wieder eingeholt von der Bundesrepublik. Besser gesagt: Nach einer Stunde steht sie plötzlich vor einem, in Funktionskleidung, keuchend und schwitzend. Einem selbst geht es nicht besser, wobei man noch die Kraft hat, wie wild geworden der Partnerin zuzuwinken, die konzentriert weiterläuft. Überdeutliches Zeigen in Richtung der Prominenten, die jetzt neben einem steht – und man selbst steht auch neben sich. Da fährt man als Nicht-CDU-Wähler nach La Gomera und führt sich auf wie der Vorsitzende der Jungen Union. Bis Bodyguards auftauchen, man zu Sinnen kommt und Angela Merkel hinter sich lässt. HANNES VOLLMUTH

Vaterstetten

An der Kasse im Supermarkt kommt jedes Mal diese Frage: Haben Sie eine Payback-Karte? Jeden Tag dieselbe Antwort: Nein. Hilft aber nichts, morgen wird das Spiel von vorne losgehen. Dass die Kassiererin, eine durchaus sympathische Frau, sich nicht blöd vorkommt? Heute steht in der Schlange ein adretter Mann. Während er in seinem Geldbeutel kramt, erzählt er der Kassiererin, dass er erst vor Kurzem hierhergezogen sei, wegen der Arbeit. Als Manager müsse er pendeln, sein Sohn studiere in Berlin. Plötzlich senkt er die Stimme, was die Schlange aufmerksam werden lässt: „Aber jedes Mal, wenn ich hier einkaufe und Ihr Gesicht sehe …“, jetzt schaut auch die Kassiererin ihn an, „… erinnere ich mich …“, für einen Moment scheint die Welt still zu stehen, in einer Telenovela würde jetzt kitschige Musik einsetzen, „… an: die Payback-Karte.“ CRISTINA MARINA

Zehn Jahre Haft für Markus K.

Erster Täter im Staufener Missbrauchsfall verurteilt

Freiburg – Es war der erste Prozess im Staufener Missbrauchsfall, dessen Opfer ein kleiner Junge ist – und er hat bereits das ganze Ausmaß der Qualen verdeutlicht, die das Kind über einen Zeitraum von etwa zwei Jahren erleiden musste, es war über das Internet verkauft worden. Einer der Männer, der 41-jährige Markus K., der den Jungen für sexuelle Handlungen vom Hauptbeschuldigten und dessen Lebensgefährtin, der Mutter des Opfers, überlassen bekommen hatte, muss dafür zehn Jahre in Haft – mit anschließender Sicherungsverwahrung. K. wurde vom Landgericht Freiburg unter anderem wegen schwerer Vergewaltigung und schweren sexuellen Missbrauchs des Neunjährigen verurteilt.

Zwar sei er voll geständig gewesen, sagte der Richter, aber die Taten seien ja auch gut dokumentiert worden, auf Videos. Zudem hatte der Haupttäter Christian L. als Zeuge seinen Kumpel belastet.

Womöglich kommt K. nie wieder frei. Der psychiatrische Gutachter bescheinigte ihm eine „schicksalhafte homosexuelle Pädophilie“, das heißt, K. kann Sexualität nur mit Kindern ausleben. Das hat er nicht zum ersten Mal mit Gewalt getan; er war bereits 2010 zu mehrjähriger Haft wegen Vergewaltigung eines Zehnjährigen verurteilt worden. Die damalige Tat, die jetzt abgeurteilten Vergewaltigungen, die Unwirksamkeit von Therapien, die vom Gutachter gestellte schlechte Prognose, vergebliche Warnungen durch die Polizei: All das hat das Gericht zur Sicherungsverwahrung veranlasst. K. habe einen „Hang zu schweren Straftaten“. Markus K. nahm das Urteil so zur Kenntnis, wie er seine Taten begangen hat: emotionslos.

Die Staatsanwaltschaft wie die Nebenklage hatten zwölfeinhalb Jahre Haft und Sicherungsverwahrung gefordert. Die Verteidigung hatte sich gegen Sicherungsverwahrung ausgesprochen, weil die Therapien für den Angeklagten noch nicht ausgeschöpft seien. Im Juni beginnen weitere Verfahren im Missbrauchsfall. Dann auch gegen das Paar, das den Jungen zum Kauf anbot. RALF WIEGAND › Seite 4

Schwarze Villa

Pforzheim mal ganz anders

Pforzheim, im Norden des Schwarzwaldes gelegen, kennen viele nur aus dem Verkehrsfunk. Zwischen Pforzheim-Ost und Pforzheim-West staut es sich gerne, Lkw quälen sich dort auf einer engen Autobahn den Berg hinauf. Andreas Sarow, Architekt, Immobilieninvestor, Aktionskünstler, nimmt für sich in Anspruch, das geändert und den Ruf Pforzheims in der Welt positiv beeinflusst zu haben.

Darf man ein Haus schwarz anmalen? Der Denkmalschutz sagt nein, der Künstler: Natürlich! FOTO: DPA

Vor zweieinhalb Jahren hat er ein altes Jugendstilhaus, das er zuvor gekauft hatte, über Nacht radikal verändert. Fassade, Dachziegel, Fensterläden, Regenrinne und sogar Fenster: Alles war plötzlich schwarz. Sarow, 43, der sich der medialen Wirkung seiner Aktionen durchaus bewusst ist, nennt das „urbane, temporäre Kunst“, für die ein gewisser „Guerilla-Effekt“ unabdingbar sei. Die Denkmalschutzbehörde der Stadt teilt dieses Kunstverständnis nicht. 50 000 Euro Bußgeld verlangt sie, weil Sarow einem „Kulturdenkmal ohne Genehmigung“ einen „monochromen Farbanstrich“ gegeben habe. Am Freitag wird der Fall vor dem Amtsgericht verhandelt.

Sarow will eine hohe Strafe auf keinen Fall akzeptieren. Schließlich sei das Haus Monate nach der Aktion an einen Mann aus der Nachbarschaft verkauft und in dessen Auftrag im Einklang mit dem Denkmalschutz wieder weiß gestrichen worden. Alle Teile, die er schwarz gefärbt habe, hätten ohnehin restauriert werden müssen. „Wenn eine historische Türe von neun alten, weißen Farbschichten befreit werden muss, ist eine zehnte Farbschicht in schwarz keine Beschädigung“, argumentiert der Künstler.

Die Stadt will sich wegen des laufenden Verfahrens nicht äußern. In Zeiten steigender Mieten reagiert die Öffentlichkeit sensibel, wenn es um historische Gebäude geht, etwa in München, wo es vor Monaten große Empörung gab, weil ein Handwerkerhaus plattgewalzt wurde, mutmaßlich, um darauf teure Wohnungen zu errichten. Der Fall in Pforzheim liege völlig anders, sagt Sarows Anwalt. Sein Mandat habe mit der „schwarzen Villa“ nichts verdient. Hätte er sich nicht ihrer angenommen, wäre sie niemals schwarz noch weiß gestrichen worden, sondern in blassem weißgrau dem Verfall überlassen. OLIVER KLASEN

DIZdigital: Alle Rechte vorbehalten – Süddeutsche Zeitung GmbH, München
Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über www.sz-content.de
OttH
SZ20180420S4842513